Wie es nach 7 Monaten Krieg in Deutschland aussieht.

Von Karl Hirsch, Konstanz.

Ich verließ Konstanz am 20. Februar, um mit dem Dampfer „Rijndam" der Holland-Amerika-Linie ab Rotterdam nach New York zu fahren, nachdem ich [illegible] Von Konstanz geht ein sehr guter Schnellzug über den Schwarzwald den Rhein hinunter, der mich in 17 Stunden nach Rotterdam brachte. Auf einer kleinen Station [illegible], kurz vor der holländischen Grenze, mußten alle Reisenden aussteigen, und es wurden die Pässe scharf revidiert. Außerdem mußte jeder Reisende seine Briefe, Geschäftspapiere usw. vorzeigen, die einer sorgfältigen Prüfung — wenigstens in einzelnen Fällen — unterzogen wurden. Holländische Staatsangehörige, mit denen ich später im Zuge über diese Kontrolle sprach, erklärten mir, es sei dieses eine Notwendigkeit, da die Reisenden vielfach dazu benutzt worden wären, alle möglichen Briefe und andere Postsachen hin und her über die Grenze zu bringen, und daß häufig mit diesen Briefen den Deutschen nachteilige Nachrichten befördert worden wären. An der Schweizer Grenze hatten wir auch wohl eine Paß-Kontrolle, aber Untersuchungen nach Briefen fanden bis zu meiner Abreise nicht statt. Ich habe aber inzwischen Nachricht bekommen, daß jetzt auch an dieser Grenze die Beförderung von Briefen durch Privatpersonen nicht mehr gestattet ist und alles durch die Post befördert werden muß. Der Grenzverkehr wird ja dadurch etwas lästig, besonders für die Grenzbevölkerung. Uebrigens ist die Kontrolle an der französischen Grenze und beim Betreten und Verlassen Englands eine noch viel schärfere.

Mit dem Dampfer „Rijndam" verließ ich am 23. Februar Rotterdam, zusammen mit noch 14 anderen erster Klasse-Passagieren. In Dover wurde die „Rijndam" angehalten. Ein englischer Offizier kam an Bord, untersuchte die Schiffspapiere, und dann konnte das Schiff weiterfahren. 30 Meilen westlich von Dover, nachmittags gegen 4 Uhr, sahen wir bei schönem klaren Wetter einen großen 6000 Tonnen-Dampfer, ungefähr 1½ Seemeilen von uns entfernt. Auf einmal wurde dieser Dampfer in eine dichte Rauchwolke gehüllt. Wir Passagiere dachten, es handele sich um einen an Bord ausgebrochenen Brand. Die „Rijndam" hielt, und es dauerte keine fünf Minuten, als wir sahen, daß ein englischer Torpedoboot-Zerstörer sich dem Schiffe näherte und es umkreiste. Wie wir dann erfuhren, war der Dampfer von einem deutschen Unterseeboot torpediert worden. Durch das Fernglas sahen wir deutlich, wie einige Boote in das Wasser gelassen wurden und davon ruderten. Die „Rijndam" nahm ihren Kurs wieder auf, und später hörten wir von dem Kapitän, daß der Torpedoboot-Zerstörer ihm die Mitteilung gemacht habe, er solle so schnell als möglich machen, weiterzukommen, da deutsche Unterseeboote in der Nähe seien. Der englische Lotse, der an Bord war, hat dem Kapitän auch Mitteilung gemacht, daß am Morgen desselben Tages schon zwei andere englische Dampfer von deutschen Unterseebooten torpediert worden wären.

Die Fahrt durch den Kanal verlief bei herrlichem Wetter ohne weitere Abenteuer. Ueberhaupt war die ganze Reise von dem schönsten Wetter begleitet, mit Ausnahme von einem Tage, an welchem die See etwas unruhig war. Ich kann mich nicht erinnern, eine ähnlich schöne Reise um diese Jahreszeit gemacht zu haben.

Auf der „Rijndam" befanden sich unter den erster Klasse-Passagieren ein Kubaner und ein Belgier; die übrigen Herrschaften waren entweder holländischer oder amerikanischer Nationalität. Von einer antideutschen Stimmung habe ich mit Ausnahme des Kubaners und des Belgiers nichts merken können.

Meine holländischen Freunde in Rotterdam und im Haag sagten mir, daß die Stimmung in Holland eine geteilte sei. Die Regierung und der gebildete Teil der holländischen Bevölkerung sei deutschfreundlich, während die geringere Klasse der Bevölkerung ausgesprochen englandfreundlich sei. Von einem meiner holländischen Bekannten wurde mir die Mitteilung, daß die englische Regierung schon dreimal an die holländische Regierung mit dem Ersuchen herangetreten sei, englische Truppen durch Holland durchmarschieren zu lassen, um den Deutschen in Belgien in den Rücken fallen zu können. Die holländische Regierung hat dieses englische Begehren jedesmal zurückgewiesen, und es mag wohl eine Antwort auf dieses Begehren gewesen sein, daß die holländische Regierung 300,000 Mann unter die Waffen stellte und sie bis auf weiteres unter Waffen halten wird. Das Straßenbild in Rotterdam war durch diese Soldaten belebt, und ich muß sagen, daß es meistens große, kräftige junge Leute waren, die als Soldaten auf mich einen guten Eindruck machten. Keinen so guten Eindruck machten auf mich die belgischen Flüchtlinge, die den ganzen Tag die Straßen belebten und immer in Trupps auf und abgingen. Die Holländer selbst sind von diesen belgischen Flüchtlingen nicht weniger als erbaut, und die holländische Regierung hatte bereits gerade beschlossen, die Flüchtlinge an gewissen Plätzen zu sammeln. Schon die Bekanntmachung dieser Maßregel seitens der holländischen Regierung hat zur Folge gehabt, daß sich auf einmal viele belgische Flüchtlinge erinnerten, daß sie doch eigentlich nach Belgien gehörten. Eine große Anzahl von ihnen hatte sich gerade in diesen Tagen mit Pässen versehen, um nach Belgien zurückzureisen.

Es ist überhaupt nicht so, wie man in hiesigen englischen Zeitungen liest, daß die Belgier keine Arbeit in ihrem Heimatlande finden; ganz im Gegenteil, die deutsche Regierung würde sehr froh sein, wenn die Leute nach Belgien zurückkehren und arbeiten würden. Es gibt besonders in den Städten wie Löwen, Antwerpen, Tirlemont, Termonde u. a. viel Aufräumungsarbeiten zu verrichten, und die Leute erhalten in Belgien den üblichen Tagelohn von Fr. 2.50 gleich 50 Cents amerikanisch. Für hiesige und auch für deutsche Begriffe ist dieser Lohn ja ein jämmerlicher; aber er ist ja nicht von den Deutschen festgesetzt worden, sondern tatsächlich der in Belgien übliche. Die Leute müssen für diesen Tagelohn sogar schwere Steinbruch- und Bergwerksarbeiten verrichten. Belgien ist überhaupt in sozialer Beziehung wohl das am meisten zurückgebliebene Land Europas; über 40 Prozent aller Belgier sind Analphabeten, d. h. Leute, die weder lesen noch schreiben können. Es dürfte auch nicht allgemein bekannt sein, daß Mädchen, die kaum das 14. Lebensjahr überschritten haben, in Männerkleider gesteckt und dann für Bergwerksdienste verwendet werden. Solange allerdings jetzt Deutschland in Belgien regiert, wird dieser grobe Unfug wohl ein Ende haben. Ein trauriges Zeichen für die von ihrer Regierung und ihrer Presse vollständig verhetzten Arbeiter ist es auch, daß zum Beispiel in den Automobilfabriken die deutschen Soldaten scharf aufpassen müssen, damit die Arbeiter nicht etwas mit den Automobilen anstellen, was dieselben nach kurzer Zeit als unbrauchbar erweisen würde. Es ist tatsächlich vorgekommen, daß in belgischen Fabriken von Belgiern hergestellte neue Automobile schon nach halbstündiger Fahrt auf der Straße zusammenbrachen. Selbstverständlich hat infolge dessen, obgleich in Deutschland augenblicklich großer Mangel an Arbeitskräften herrscht, der deutsche Gouverneur in Brüssel deutsche Arbeiter mitsamt ihren Familien nach Belgien kommen lassen müssen. Wie gesagt, Arbeit gibt es in Belgien in Hülle und Fülle.

Es ist allerdings bequemer, nicht zu arbeiten und sich auf die Mildtätigkeit anderer zu verlassen. Die gleichen Leute wissen dann, um die Mildtätigkeit anderer weiter anzuspornen, am meisten von deutschen Grausamkeiten zu erzählen. Schlimm ist es für Belgien auch, daß die wohlhabenden und reichen Elemente in Holland, England und Frankreich bleiben; zu spät werden diese Elemente einsehen, daß es klüger und für die Zukunft von Belgien besser gewesen wäre, wenn sie nach Belgien zurückgekehrt wären und ihre Tätigkeit wieder aufgenommen haben würden. In Holland hat man die Belgier gründlich kennen gelernt und wäre froh, wenn man sie wieder los wäre. Und weil man die Belgier in Holland so gut kennen gelernt hat, sträuben sich auch die Holländer mit Händen und Füßen dagegen, daß eventuell der flämisch sprechende Teil von Belgien ihrem Lande einverleibt werde.

Als ich mit Freunden in New York zusammen war, wurden mir zwei Zirkularbriefe des Belgischen Relief-Fund-Komitees gezeigt, in welchen in den schwärzesten Farben das Elend der belgischen Kinder und Mütter geschildert wurde. Ich war mit meinem Auto wegen einer Liebesgabensache drei Wochen in Begleitung des New Yorker World-Korrespondenten Colonel Edw. Emerson und des Kriegsberichterstatters der Neuen Züricher Zeitung in Belgien und habe Belgien kreuz und quer durchfahren, aber von hungernden Frauen und Kindern habe ich nirgend etwas gesehen. Schon damals wurde von französischen und englischen Blättern von einer wahren Hungersnot geschrieben. Ich kann aber versichern, daß ich auch in kleinen Städten und Dörfern immer sehr gut und außerordentlich billig gegessen habe. In Löwen zahlten wir damals für ein sehr gutes Mittagessen, wobei wir als Dessert die dicken belgischen Weintrauben erhielten, sage und schreibe Fr. 1.20, gleich 25 Cents amerikanisches Geld. Ich habe damals die Preise in Belgien, sowohl für Logis als auch für Essen, um mindestens 40 Prozent niedriger gefunden, als die doch gewiß nicht hohen deutschen Preise. Es ist aber leider wahr, daß damals, Ende Oktober und Anfangs November, die deutschen Behörden die Belgier geradezu zwingen mußten, die Zuckerrübenernte vorzunehmen und ihre Felder zu bestellen. Die deutsche Regierung hat den Leuten, um die Sache zu fördern, sogar deutsche Militärpferde und deutsche Soldaten zum Pflügen und Ackern zur Verfügung gestellt. Die gleiche Maßregel mußte von den Deutschen in Nordfrankreich angewandt werden; deutsche Soldaten mußten mit deutschen importierten Dreschmaschinen das in mächtigen Haufen auf dem Felde stehende Getreide dreschen. Und selbstverständlich, das gewonnene Getreide wurde den Franzosen zur Verfügung gestellt, allerdings immer nur in wöchentlichen Raten, je nach Bedarf. Wer heute nach Belgien und Frankreich kommt und dieselbe Reise macht, die ich im Auto machte, wird zu seiner großen Verwunderung sehen, daß die Felder wie in Friedenszeiten bestellt sind. Die Bauern werden aller Wahrscheinlichkeit nach im Sommer eine gute Ernte haben, dank der vorsehenden Verwaltung der deutschen Behörden. Zuckerrüben werden allerdings keine angepflanzt werden; die Felder, die früher dazu verwendet wurden, sind mit Weizen angesät worden. — Soviel über Belgien und Holland. —

Kurz vor meiner Abreise habe ich eine Geschäftsreise, die mich durch fast ganz Deutschland führte, gemacht. Es ist interessant, zu beobachten, wie schnell sich die daheimgebliebene deutsche Bevölkerung in die jetzigen schweren Zeiten gefunden hat. Die Kriegsbegeisterung in Deutschland war ja niemals eine laute; im Gegenteil, die Stimmung in Deutschland war immer eine ernste und würdige. Die Siegeszuversicht ist eine größere geworden. Das ganze deutsche Volk ist sich darin einig, daß trotz der großen, schweren Opfer, die jeder einzelne bringt, der Friede erst dann geschlossen werden darf, wenn ein ehrenvoller Friede von Deutschland nicht nur erreicht werden kann, sondern diktiert werden wird. Die Verluste, die wir Deutsche gehabt haben sollen, werden ja weit übertrieben. Das 14. Badische Armeekorps ist wohl dasjenige, das am meisten und schwersten gelitten hat. Und von diesem Armeekorps ist es das 114. Konstanzer Regiment, das sich immer wieder während des ganzen Krieges den ernstesten Situationen gegenüber befunden hat. Zuerst hat dieses Regiment in Ober-Elsaß bei Mülhausen mitgemacht und geholfen, die Franzosen aus Mülhausen zu vertreiben; dann kam das Regiment nach Baccarat; später nahm es an der großen Schlacht bei Saarburg teil, rückte dann über Thiaucourt in der Richtung gegen Fort Mihiel vor und wurde dann nach Nord-Frankreich, nach La Bassée versetzt. Dort und südlich bei Lens und Loos stehen die 114er jetzt noch. Dieses Regiment hatte bis Anfang November insgesamt 5 Prozent Tote, und dieser Prozentsatz hatte sich bis zu meiner Abreise auf 8 Prozent, gleich 240 auf 3000 Ausgezogene, erhöht. Das war aber der größte Prozentsatz, den ein Regiment an Toten hatte. Allerdings ist der Verlust an Offizieren, infolge ihres schneidigen Vorgehens, ein größerer als obiger Prozentsatz: von 65 Offizieren, die Anfangs August mit diesem Regiment ausrückten, sind inzwischen 14 gefallen. Ich glaube, wenn man im Durchschnitt die Verluste an Toten in der deutschen Armee auf 5 Prozent berechnet, dürfte man der Wahrheit am nächsten kommen. Aber selbstverständlich handelt es sich bei diesem Prozentsatz nur um die Regimenter, die seit Anfang August im Felde stehen; bei den später ins Feld gezogenen Regimentern ist der Prozentsatz natürlich ein weit geringerer.

Um wieder auf die wirtschaftliche Lage in Deutschland zurückzukommen, kann ich mitteilen, daß die Felder von den Landleuten im vergangenen Herbste wegen des prachtvollen Wetters viel früher und schneller bestellt werden konnten, als im Jahre vorher. Es macht das immerhin einen Zeitunterschied von 14 Tagen bis 3 Wochen aus. Die Saaten stehen im ganzen Deutschen Reiche gut, und wir dürfen, wenn nicht schlimme Naturereignisse eintreten, eine gute, jedenfalls bessere Ernte als im Vorjahre erwarten. Die Bauern helfen sich in den Dörfern gegenseitig aus. Die Frauen auf dem Lande, die ja immer an harte Arbeit gewöhnt worden sind, strengen sich mächtig an, und ich habe manche Frau pflügen und eggen sehen, die ihre Arbeit ebensogut verrichtete, als ihr im Felde stehender Mann sie getan haben würde. Wo keine Pferde vorhanden sind, wird die Arbeit mit Kühen verrichtet, die sich gut dazu eignen. Und jetzt im Frühjahr, wenn in den nächsten Monaten die Felder weiter bestellt werden müssen, werden eben die nötigen Mannschaften für kurze Zeit nach Hause entlassen werden. Jedenfalls darf man der deutschen Organisation vertrauen, daß auch jetzt im Frühjahr die Felder in rechter Weise bestellt werden. Ja, mancher, der sich niemals mit Feldarbeiten abgegeben hat, wird in diesem Frühjahr seinen Garten mit Kartoffeln und Gemüsen bestellen, und die nötigen Anweisungen und Hilfe wird ihm von Kenntnisreicheren gegeben werden.

Die Fabriken haben sich zum großen Teil den Kriegsbedürfnissen angepaßt. In Konstanz befinden sich zum Beispiel eine große Maschinenfabrik und Eisengießerei; beide Betriebe sind heute mit der Anfertigung von Granaten und Schrapnells beschäftigt. Tuchfabriken, die früher Damenkleiderstoffe erstellten, beschäftigen sich heute mit der Anfertigung von Militärtuchen, zu denen ihnen von der Regierung die nötigen Rohmaterialien geliefert werden. Anfangs Januar bereits waren von der Regierung keine Aufträge für Soldatenstiefel mehr zu bekommen; alles war bereits vergeben, und heute liegen in den Vorratskammern der Armee bereits die fertigen Uniformen für den Sommer bereit. Hotels mit großen Küchen in den [illegible] Sommerfrischen sind beschäftigt mit der Herstellung von Fleisch- und anderen Konserven. Die Löhne, die die Leute bezahlt erhalten, sind die höchsten, die überhaupt jemals in Deutschland bezahlt worden sind, und mancher Fabrikant, mit dem ich in der letzten Zeit darüber gesprochen habe, sprach mit Sorge von der Zukunft, und wie es sein würde, wenn einmal diese Löhne wieder heruntergesetzt werden müßten.

Von einer Not in Deutschland ist rein garnichts zu spüren; das Leben geht seinen gewohnten regelmäßigen Gang. Die Behörden arbeiten genau so wie früher. Die Steuern müssen noch pünktlicher wie vorher bezahlt werden. Auffällig ist, daß die Zahlungen auch im kaufmännischen Leben viel besser und pünktlicher erfolgen, als es früher der Fall war. Tatsache ist, daß der Postanweisungs- und auch der Postscheckverkehr ein größerer ist als in den gleichen Monaten des Vorjahres. Bei den Banken werden die gewährten Blanko-Kredite von den Kaufleuten und Fabrikanten reduziert. Die Rechnungen der Handwerker werden pünktlicher als je zuvor bezahlt. Die Außenstände der Kaufleute und Fabrikanten sind ganz bedeutend zurückgegangen. Es werden gegen früher viel mehr Geschäfte gegen Kasse gemacht. Das soll aber nicht etwa heißen, daß den Käufern kein längeres Ziel gegeben werden würde, im Gegenteil: Geld ist überall reichlich vorhanden. Die Sparkassen — das ist ja wohl auch hier im Lande bekannt — erhalten bedeutend mehr Einzahlungen, als sie auszahlen müssen. Für die Familien der im Felde Stehenden wird vom Staate und den Gemeinden in geradezu mustergültiger Weise gesorgt. Niemand leidet Not. Große Beträge, die nach Millionen zählen, werden von den im Felde stehenden Truppen nach Hause gesandt; sie haben ja keine Gelegenheit, Geld auszugeben.

Als ich Deutschland verließ, begann man gerade mit dem Austeilen der Brotkarten. Der Brotverbrauch wird eben jetzt kontrolliert. Nicht als ob die Bevölkerung nicht genug Brot zu essen bekäme: jedermann, ob Frau, Mann oder Kind, erhält die Woche eine Brotkarte, die ihn zum Bezuge von 4,4 amerikanischen Pfund Brot oder Mehl berechtigt. Um sich eine richtige Vorstellung zu machen, möchte ich die Leser doch einmal bitten, ein derartiges Quantum Brot abzuwiegen, und Sie werden dann selbst finden, daß schon ein guter Brotesser Mühe hat, soviel Brot die Woche zu essen. Diese Karten werden alle Wochen ausgegeben. Wer sein Quantum nicht gekauft hat, kann natürlich in der folgenden Woche nicht etwa das nicht bezogene nachkaufen.

Die deutsche Regierung selbst hat sich lange gesträubt, diese Maßregel mit den Brotkarten, resp. mit der Kontrolle des Brotes anzuordnen; es wurde aber von seiten einzelner weniger Leute im Verbrauch des bezogenen Mehls grober Unfug getrieben. Mir selbst ist von Konstanz ein Fall bekannt, daß eine Frau vor Weihnachten 100 Pfund Weizenmehl kaufte und davon allein 60 Pfund für Leckereien, sogenannte Kuzies, oder wie man sie auch nennt, Spekulatius, verbackte. Das ist doch wahrhaftig grober Unfug in einer solchen Zeit; der zehnte Teil hätte doch auch genügt. Und es waren gerade die Zeitungen in Deutschland, die immer energischer von der Regierung ernste Maßregeln verlangten. Persönlich bin ich überzeugt, daß, wenn die neue Ernte reif sein wird, Deutschland noch über einen Reservefonds von Getreide für Monate hinaus verfügen wird, und die englischen, unmenschlichen Aushungerungspläne nicht in Erfüllung gehen.

Frische Eier kosteten bei meiner Abreise in Konstanz 11 Pfennige das Stück, frische Süßrahmbutter 1.10 Mark das Pfund. Obst war billig und reichlich vorhanden. Kalb- und Rindfleisch war billig, weil die Regierung Massenschlachtungen anordnete. Einzig und allein Schweinefleisch war sehr teuer: das hatte aber seinen Grund erstens in spekulativen Gründen, und zweitens war der Bedarf gerade in Schweinefleisch ein sehr großer, weil viel Schinken und Speck den Soldaten ins Feld geschickt wurde.

Ueberhaupt, was fortwährend an Liebesgaben den im Felde stehenden Truppen geschickt wird, ist erstaunlich. Arbeitgeber, kleinere und große, führen genaue Listen über ihre im Felde befindlichen Angestellten, und jeder Angestellte erhält in gewissen Zeiträumen seine Sendung. Augenblicklich sind 500 Gramm, gleich 1.1 amerikanisches Pfund, regelmäßig gestattet, und man kann schon viel Schokolade, Zigarren, Zigaretten usw. in einer Pfundsendung unterbringen.

Der Krieg wird wohl noch viele Monate dauern, aber das Endergebnis wird für Deutschland ein günstiges, den gebrachten großen Opfern entsprechendes sein. [illegible] diktieren in Deutschland heute schon die Friedensbedingungen. Die ernsten Kreise machen sich wohl auch ihre Gedanken, wollen aber erst den Sieg errungen haben, bevor sie das Fell verteilen.

Gelungener Spaß.

Ein Skandalblatt in Argentinien auf köstliche Weise reingelegt.

Aus Buenos-Aires wird über einen gelungenen Spaß berichtet, den sich ein mit Recht empörter Ungar mit dem in englischen Diensten stehenden dortigen Skandalblatte „La Argentina" gemacht hat. Dieses in spanischer Sprache erscheinende Blatt verbreitete nämlich die dümmsten Lügen über Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu Gunsten ihrer Gegner. Der betreffende Ungar setzte sich nun nieder und sandte dem Blatte einen erfundenen Bericht über die angebliche Kriegsmüdigkeit und Konspirationen in Ungarn ein. Und das famose argentinische Blatt fiel richtig in die gestellte Falle und druckte den aufgelegten Unsinn wörtlich ab. Nun erst verständigte der Ungar die in Buenos-Aires erscheinende „Deutsche La Plata-Zeitung" von der verdienten Entlarvung des argentinischen Lügenblattes. In der Nummer der „Deutschen La Plata-Zeitung" vom 26. Januar 1915 wird die ganze belustigende Geschichte wie folgt erzählt:

Wir pflegen aus Selbstachtung und nicht mit den Anpöbelungen des deutschen Volkes in dem hiesigen englischen, in spanischer Sprache erscheinenden Skandalblatt „La Argentina" zu befassen. Wenn wir heute auf einen Artikel, der am vergangenen Freitag in dem genannten Organ erschien, eingehen, so tun wir es nur, weil wir in der Lage sind, nachweisen zu können, in welch verantwortungsloser Weise jede Zusendung, die in deutschfeindlichem Sinne geschrieben ist, Aufnahme findet und den gutgläubigen Lesern als bare Münze vorgesetzt wird. Wie der Einsender des betreffenden Artikels das Blatt „La Argentina" verhöhnt und wie dieses in die gestellte Falle hineinfiel, dürfte in journalistischen Kreisen vereinzelt dastehen.

Am Freitag, den 22. d., erschien auf Seite 2 folgender Artikel mit den pompösen Ueberschriften: „Rußland und Ungarn; Ein interessanter Brief; Präliminarien eines Separatfriedens zwischen Rußland und Ungarn; Sensationelle Enthüllungen."

Dieser bezeichnenden Ueberschrift folgt folgende Einleitung: „Mit der gestrigen Post gelangte in unseren Besitz ein Brief, den wir nachstehend mit dem üblichen Vorbehalt wiedergeben, zumal die in dem Schreiben gegebenen Daten durch die Ereignisse selbst eine Bestätigung finden und der Verfasser des Briefes ein ausgezeichneter Kenner der Verhältnisse (!), um die es sich handelt, zu sein scheint. Wir überlassen die Angaben ohne weiteren Kommentar der wohlwollenden Beurteilung des Lesers."

Nun folgt der Brief aus Rosario. Er enthält zunächst die Schmeichelei für den Direktor von „La Argentina", daß sein Blatt als eines derjenigen bekannt sei, das sich der wahrheitsmäßigen Berichterstattung über den Krieg befleißige und besonders gegen die deutsche Brutalität kämpfe. Der Unterzeichnete habe einen Brief von einem Freunde auf dem Schlachtfelde erhalten und den Inhalt dieses Briefes teile er nun mit. Die deutschen Telegramme sprächen ständig von Einigkeit zwischen Deutschland und Oesterreich, das sei aber ein großer Schwindel, im Gegenteil arbeite die Bevölkerung Oesterreich-Ungarns auf einen Frieden um jeden Preis hin.

Man wisse z. B., daß Ende November eine geheime Zusammenkunft in Osranogrado (Serbien) zwischen drei hohen Würdenträgern Rußlands, Serbiens und Ungarns stattgefunden habe. Für Serbien erschien Dr. Stara Hurica und für Ungarn der einflußreiche Statistiker Alejandro de Rozsa. Hierbei wurden folgende Bedingungen für einen Separatfrieden zwischen Rußland und Ungarn vereinbart:

1. Ungarn tritt Bosnien und die Herzegowina an Serbien ab. 2. Ungarn löst sich von Oesterreich und tritt unter das Protektorat Rußlands. 3. Rußland begünstigt die Thronkandidatur des populären und allerseits wohlbekannten ungarischen Aristokraten Baron Mikosch. 4. Rußland legt Ungarn keine Kriegsentschädigung auf, dagegen verpflichten sich die ungarischen Truppen, gelegentlich eines demnächst zu feiernden großen Festes (nach dem griechischen (!) Kalender) in die russischen Reihen überzugehen.

Um diese Ideen in den Reihen der ungarischen Soldaten zu verbreiten, hat Alejandro de Rozsa vertrauenswürdige Personen, als Hausierer und Rote Kreuz-[illegible] verkleidet, ausgesandt. Einer dieser Sendlinge ist der [illegible]. Derselbe wurde beim Baden im See Palics (wobei er natürlich keine Erfrischung abgelehnt hatte) entdeckt, rettete sich aber schwimmend auf serbisches Gebiet. Er gelangte dann nach Griechenland, nahm einen griechischen Dampfer, der ihn nach Genua brachte, und von dort wanderte er an Bord des „Re Vittorio" nach Argentinien aus.

Diese romantische Räubergeschichte, die unterzeichnet ist von Juan Meltereszd, Rosario, Calle Sargento Cabral 1728, gab also „La Argentina" mit der erwähnten Unterschrift und Einleitung wieder. [illegible] gibt dazu folgenden Brief aus Rosario zu, der die Aufklärung des rätselhaften Artikels bringt. Den Namen unterdrücken wir aus naheliegenden Gründen und auf Wunsch des betreffenden Mitgliedes:

„Rosario, 11. Januar 1915.

An die löbl. Redaktion der „Deutschen La Plata-Zeitung", Buenos-Aires.

Ich bitte beiliegend die löbl. Redaktion, meinem Bericht die möglich weitestgehende Publizität sowohl in den deutschen Blättern von Buenos-Aires als auch in „La Union" schenken zu wollen, damit das skrupellose Verfahren von „La Argentina" betreffs der Kriegsnachrichten an den Pranger gestellt wird. „La Argentina" ist diesmal schwer reingefallen, und das ist die Strafe dafür, daß dieses Blatt einen jeden Bericht, der gegen Deutschland oder Oesterreich-Ungarn gerichtet ist, ohne jeden Skrupel wiedergibt, ohne sogar sich zu bemühen, nachzusehen, ob die genannten Städte und Personen überhaupt existieren. Ich glaube mein Ziel erreicht zu haben, dadurch, daß das Blatt lächerlich gemacht wurde.

Ich möchte nur noch einige Erläuterungen zu dieser kolossalen Ente hinzufügen:

1. Osranogrado liegt nicht nur in Serbien, sondern hier in Argentinien und meistens im Hintergrund der Wohnungen. Hierzulande wird es oft mit 00 bezeichnet.

2. Wer etwas südslavisch versteht, kann sich auch über den Namen des serbischen Emissärs klar werden. Stara Hurica heißen die alten Lebedamen, die ihres vorgerückten Alters wegen auf den Pfaden der Liebe nicht mehr Erfolge ernten können.

3. Alejandro Rozsa, ungarisch Rozsa Sandor, war einer der berühmtesten Briganten (betyár) im vergangenen Jahrhundert und starb am Galgen anno dazumal.

4. Der populäre Aristokrat Baron Mikosch hat nie existiert. Sein Name ist aber überall bekannt, wo man in lustigen Männergesellschaften pikante Witze gern erzählt.

5. Das Niederlegen der Waffen seitens der ungarischen Truppen soll an einem Feiertag nach griechischem Kalender stattfinden, also die Russen müssen Geduld haben „ad calendas graecas" (d. h. bis zum Nimmermehrstag).

6. Der Palicser See, den mein angeblicher Gewährsmann durchschwimmen mußte, um nach Serbien zu gelangen, ist eine große Pfütze und liegt bei Szabadka (Maria Theresiopel), inmitten der ungarischen Tiefebene, von Serbien wenigstens 12 Eilzugsstunden entfernt.

7. Endlich die Unterschrift, welche schlecht abgedruckt ist, soll Juan Neteresd sein, das heißt ungarisch: Johann Suchihnnicht; und Calle Sargento Cabral in Rosario besteht aus 2 Quadern, also Nr. 1728 existiert auch nicht.

Ich hoffe, daß diese dicke Ente, eine schöne Kollektion von den größten Widersinnigkeiten, „La Argentina" zwingt, in Zukunft gegenüber den gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn gerichteten verleumderischen Nachrichten etwas vorsichtiger zu sein.

Mit waffenbrüderlichem Gruß

....

— **Er will nicht.** Herr (einem jungen Mann, der ins Wasser gesprungen ist, nachspringend): „Hier, fassen Sie mich an, ich will Sie wieder aufs Trockene bringen."

Lebensmüder: „Nein, ich danke, deshalb bin ich ja gerade ins Wasser gesprungen, weil ich schon so lange auf dem Trockenen sitze."

— **Bequem.** Richter. „Wie die Anklage behauptet, sollen Sie ein Stück Stoff gestohlen und sich daraus einen Paletot haben anfertigen lassen; was haben Sie darauf zu erwidern?"

Angeklagter: „Daß mir das viel zu lästig wär'; wenn ich schon einen Ueberzieher nötig habe, dann stiehle ich ihn gleich fertig!"

— **Im Gefängnis.** Prediger: „Weswegen bist Du hier, mein Sohn?"

Sträfling: „Ich versäumte einen Zug!"

Prediger: „Deswegen? Das ist doch nicht möglich!"

Sträfling: „O ja! Wär' ich damit ins Ausland entkommen — sie hätten mich nicht erwischt!"

Schlimme See-Klippen entdeckt.

Zufolge besserer Lotungs-Methoden in alaskanischen Gewässern.

Bedeutendes Aufsehen erregte in Schiffahrts-Kreisen ein Bericht des Küsten- und Landvermessungs-Dienstes der Ver. Staaten, welcher die verblüffende Mitteilung enthielt, daß in Gewässern Alaskas, und zwar in Schiffs-Fahrstraßen, auf einer Strecke von 60 Meilen nicht weniger als 21 gefährliche Felsklippen unter der See entdeckt worden sind, — Klippen, von denen man noch gar nichts gewußt hatte, und welche in der gefürchteten Gestalt von Zinnen oder pyramidenförmig im Wasser emporragen.

Diese unterseeischen Klippen sind am [illegible] Alaska entlang, innerhalb von Fahrwegen, denen alle Dampfer folgen, welche die Küste auf und abfahren! Von Untiefen kann hier keine Rede sein; die Gewässer innerhalb 100 Yards vom Gestade sind 120 bis über 600 Fuß tief. Und doch wurden gerade hier die unheimlichen aufragenden Zinnen-Klippen entdeckt.

Eine der Klippen, eine mächtige Pyramide, erhebt sich über 600 Fuß vom Grunde des Schiffsweges bis zu weniger als 17 Fuß von der Oberfläche. Ingenieur Daniels, welcher die Entdeckungen machte, spricht von dieser Klippe als einem „unter See versenkten Washington-Monument". (Das betreffende Denkmal in der amerikanischen Bundes-Hauptstadt ist gemeint.) Und er sagt, wenn bei Anwendung der altmodischen Tiefe-Messungsmethode das Senkblei diese Klippe berührt haben würde, so wäre es doch sogleich in das Tiefwasser abgerutscht, das die Klippe von allen Seiten umgibt. Für noch wahrscheinlicher aber hält er es, daß die Klippe einfach zwischen zwei Lotungen kam und daher gänzlich verfehlt wurde. An der Stelle, wo sich die Klippe befindet, wurde auf den früheren Schiffskarten eine freie Wassertiefe von 654 Fuß verzeichnet!

Die neuen Vermessungen, die sich über ein verhältnismäßig kleines Gebiet — nur 60 Quadratmeilen im ganzen — erstreckten, und für welche es in der Tat hohe Zeit war, bedeuten durchaus nicht, daß die alten Lotungen in diesen Gegenden stümperhaft oder nachlässig ausgeführt wurden. Im Gegenteil gehörte diese Arbeit zu den besten ihrer Art, die in Alaska bis dahin geleistet worden waren.

Aber die Messungs-Methoden selber haben sich eben inzwischen wieder bedeutend vervollkommnet. Im obigen Fall wurde statt des Lotbleies ein Schleppnetz aus Draht, von über einer Meile Länge, angewendet; Gasolin-Kraftboote schleppten dasselbe dahin, und in den gewünschten Tiefen wurde der Draht durch Kabel an Oberfläche-Bojen gehalten. Dies ermöglichte eine viel gründlichere Arbeit, als nach dem alten Verfahren geleistet werden konnte. Und so sind alle jene 21 Tiefsee-Klippen entdeckt worden, die man natürlich prompt auf den Karten verzeichnet hat. Aber wer weiß, ob nicht eine ausgedehntere Forschung noch zu gar manchen anderen derartigen Entdeckungen führen werde? Und Kapitäne und Lotsen von Schiffen, welche an der alaskanischen Küste auf und ab fahren, verlangen eindringlich, daß die Forschung mit Hilfe jener Schleppnetze rasch noch weiter ausgedehnt werde, da ein Befahren aller Gewässer Alaskas erst dann sichergestellt werden könne, wenn alle Hauptlinien des Verkehrs solcherart abgesucht seien.

Die Kosten für die Entdeckung jeder der besagten Gefahren kamen auf $675. Aber die Kosten der Katastrophe des Dampfers „State of California" allein betrugen 31 Menschenleben und 300,000 Dollars! Lediglich nach dem Gelde ausgerechnet, würde dieses Wrack allein für die Ermittelung von über 400 „Zinnen-Klippen" zahlen, oder es würde genügen, um eine Draht-Schleppnetzpartie 20 Feld-Jahreszeiten von je drei Monaten operieren zu lassen! Es wäre darum gewiß sehr zu wünschen, daß das begonnene gute Werk zu Ende geführt würde, zum Besten eines Verkehrs, welcher von Jahr zu Jahr an Wichtigkeit steigt!

— **Das britische Reich** ist groß und weit, aber je weiter die Entfernung ist, desto üppiger blüht die Phantasie der Märchendichter, die Geschichten über den Krieg erzählen, wie die Kinder sie gerne hören. Eine Rekordleistung hat das ferne Australien aufzuweisen. In der Stadt Bendigo in Viktoria gedeiht das Wochenblatt „The Bendigonian", und es hat in seiner Nummer vom 1. Dezember berichtet, die Engländer hätten östlich von Ypern drei deutsche Armeekorps halb verhungert aufgefunden. „Man traf sie an, wie sie von den Bäumen die Rinden aßen." Dann wurden sie gefangen genommen. Drei deutsche Armeekorps — das sind rund 100,000 Mann; sie müssen also von einer ungeheuren Zahl von Bäumen die Rinden weggessen haben. Sicher gibt es in der Gegend von Ypern nur noch rindenlose Bäume.